Eröffnungsrede des Präsidenten

Autor(en): **Kappeler, J.S.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **34 (1849)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-89806

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ERÖFFNUNGSREDE

bei der

34. Jahresversammlung

der

Schweizerischen Gesellschaft

für die

gesammten Naturwissenschaften

von

J. S. Kappeler Med. Dr.
Präsidenten der Gesellschaft.

Leere Seite
Blank page
Page vide

Verehrteste Herren Naturforscher!

Zum ersten Mal seit der Gründung unserer Gesellschaft wird heute dem Thurgau die Ehre, Sie in seiner Mitte zu empfangen und all des reichen Gewinns theilhaftig zu werden, welchen ein Verein von Männern bietet, dem in allen Fächern hervorragende Kräfte zu Gebote stehen.

Mit welchen Erwartungen Sie sich hieher bemüht haben — wir dürfen es vermuthen. Der Anblick des Versammlungsortes, den Sie so eben betreten, Ihre Kenntniss desselben, sowie des ganzen Landes, die Erfahrungen, die Sie von der Theilnahme der Mitglieder unsers Kantons gemacht haben — sie sagen es uns deutlich genug. Aber — so haben wir uns billig selbst gefragt — wie durften wir es wagen Sie dennoch in unsere Mitte zu rufen? Ihr diesjähriger Vorsteher der Gesellschaft hält es für Pflicht, die Ansichten der Majorität sowie der Minorität der thurgauischen Mitglieder bezüglich dieser Angelegenheit Ihnen, wertheste Freunde, vorzutragen. Wenn wir nicht irren, so war schon mehrere Male die Rede davon, dem Grundsatze der Abwechslung gemäss die Gesellschaft in Frauenfeld zu versammeln. Gewichtige Gegenvorstellungen wurden gemacht — andere Schweizerstädte, so vor zwei Jahren Schaffhausen, traten für uns ein. Nach der 33. Sitzung in Solothurm hatte die Runde mit wenigen Ausnahmen alle Kantone passirt und zwar die

bedeutendern, wie Zürich, Genf, Basel, Bern etc., zu wiederholten Malen. Das Directions-Comité in Solothurn wählte Frauenfeld zum Versammlungsort pro 1849 mit dem besonders beigefügten Wunsche, einen landwirthschaftlichen Kanton zu besuchen. Die hiesigen Mitglieder, die sich nun endlich zu einem stehenden Kantonalcomité constituirt haben, entschlossen sich nach mehrfach begründeten Bedenken in ihrer Mehrheit, mit Freuden der Einladung Folge zu leisten und zwar einmal, weil sie sich für verpflichtet hielten, schon öfters genossene Gastfreundschaft, wenn sie nicht abgelehnt würde, zu erwiedern; dann aus dem erlaubten egoistischen Grunde, sich in den Genuss dessen zu setzen, was sie sich bis zur Stunde nicht selber zu geben vermochten, in den Genuss, an der Hand vielseitiger Bildung und Anregung vom monotonen Tagesleben weg wieder eine Weile ausschliesslich in den hehren Hallen der Wissenschaft zu wandeln, Früchte zu kosten, die, wenn auch in sterilen Boden gelegt, dennoch einige Keime treiben werden. Die entgegengesetzte Ansicht, die auch wir, abgesehen von den Beziehungen zur schweizerischen Gesellschaft in allen Theilen unterschrieben haben, ist mehr negativer Natur. Der Kanton Thurgau ist nach derselben mit Ausnahme der Landwirthschaft, der Industrie theilweise, und der praktischen angewandten Fächer wenig geeignet Naturforscher anzuziehen oder nach der gegenwärtig herrschenden Richtung zu beschäftigen. In dieser Beziehung stellt er sich wohl am ungünstigsten von allen seinen schweizerischen Brüdern, und eine Ebenbürtigkeit hierin, soweit sie möglich ist, lässt sich für denselben erst in später Zukunft hoffen. Erlauben Sie, meine Herren, Ihnen einige hierauf bezügliche Notizen über unsere Verhältnisse zu geben, die dazu dienen mögen, unsere bisherigen sehr untergeordneten Leistungen im Gebiete der Gesellschaft zu entschuldigen. Die Formation des Ländchens bietet weder einen auszeichnenden Charakter noch besonderes geognostisches Interesse; es wird zwar die Zeit kommen, wo nach Beseitignng noch schwebender Fragen von ungleich grösserer Bedeutung dem Forschungsgeiste

und dem Scharfsinn der Naturforscher Länderparcellen wie die unsrige ein ebenfalls reichhaltiges Feld der Beschäftigung öffnen werden; für uns kann sie noch nicht da sein, weil wir jene Fundamentalstufen höchstens durch Mittheilung, nicht durch eigenes Studium kennen. Der Thurgau besitzt zur Zeit weder naturhistorische Cabinette, weder physikalische noch chemische, er besitzt keine Anstalten für diese Wissenschaften, und keinen einzigen Naturforscher κατ' ἐξοχὴν. Wohl finden sich fast überall die gewöhnlichen physikalischen und chemischen Apparate, kleinere mineralogische, botanische, entomologische, ornithologische u. dgl. Sammlungen — erstere fast ausschliesslich für das gewöhnliche praktische Bedürfniss, letztere mehr das Ergebniss sog. Liebhabereien oder ästhetischen Sinnes, als speciell wissenschaftlichen Strebens. Es fehlen dem Kanton auch die historischen Ueberlieferungen. Wenn man die Geschichte unsers Kantons durchliest, so wird man unwillkürlich die Schwierigkeit gewahr, mit welcher der Verfasser zu kämpfen hatte, den Rahmen eines auch nur einigermassen in sich abgerundeten Gemäldes zu finden. Wenn sich ein solcher Uebelstand in einer Darstellung politischer Zustände herausstellt, wie viel mehr muss das der Fall sein im Gebiete der Wissenschaften! Nicht dass damit dem einzelnen Geiste benommen gewesen wäre, sich in die Tiefen derselben zu senken, sich Geltung zu verschaffen in der grössern Republik der Gelehrten und ihrer Freunde, welche die Arbeit der Einzelnen als Gemeingut aufzunehmen pflegt; aber die Bedeutung solcher Männer für das engere Vaterland ist nicht dieselbe, wenn dieses eine eigene Geschichte für die Schule und deren Organe — nicht besitzt. So bei zweien unserer Mitbürger, den beiden berühmten Aerzten des 17. Jahrhunderts, *Conr. Brunner* und *J. J. Wepfer*, welche auf das Ausland verwiesen waren, da ihnen die Heimat keinen entsprechenden Wirkungskreis bieten konnte. Nur Einem ihrer Nachfolger, dem ebenfalls hochverdienten *Melch. Aepli*, war es unmittelbar nach der Selbstständigkeit des Kantons zuerst vergönnt, aus eigener Kraft sich im Lande selber Bahn zu brechen

und den spätern Aerzten wenigstens einen Anhaltspunkt für weitere Leistungen zu verschaffen. Bis zu dieser Zeit war nichts zu erwarten, von dem man hätte sagen können, es gehöre dem Lande eigenthümlich; und zwar wegen der provinziellen Verhältnisse, die auf demselben lasteten. Früher unter römischer, dann unter allemannischer, später fränkischer und zuletzt eidgenössischer Herrschaft, stets dienstbar, nicht sich selbst, sondern Andern — es war kaum denkbar, dass sich nur die Elemente einer selbstständigen Entwicklung bildeten. Die herrschenden Geschlechter des Mittelalters, zum grössten Theil nicht dem Lande selber entsprossen, verfolgten nur dynastische Interessen; ihre Geschichte wurzelt nicht im Lande des thurgauischen Volkes. Die eidgenössische Herrschaft liess auch wenig Selbstständigkeit aufkommen, bis sie selber im Sturme der Zeit gefallen. Ein periodischer Wechsel von sieben Herren, von denen jeder sich als solcher mehr oder weniger fühlte, und die selbst oft unter einander haderten, konnte einem ohnehin gering geschätzten Ländchen keine günstige Perspective eröffnen. Die Geschichte bildete einen Anhängsel der Vormundschaftsstaaten, oder war höchstens eine solche der Gemeinde oder Familie. Das Wenige, was im Erziehungswesen gethan oder geduldet wurde, hatte man grösstentheils dem Ansehen und dem Wohlwollen Zürichs zu verdanken; wer sich aber im Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst oder in irgend einem andern geltend machen wollte und konnte, der that am besten, wenn er in das Land seiner Gebieter oder in's Ausland zog und nach Ueberwindung oft unglaublicher Schwierigkeiten sich eine Carrière schaffte. Seit den letzten 50 Jahren der Selbstverwaltung ist im Verhältniss zu den uns an die Hand gegebenen höchst unbedeutenden Mitteln sehr viel gethan worden; aber noch mehr bleibt zu thun übrig. In der Politik, ich weiss nicht, ob es leichter geht oder ob man es leichter nimmt, haben wir bei unsern Miteidgenossen die vollste Anerkennung gefunden. In den wissenschaftlichen Instituten sind wir aber noch weit zurück und müssen es auch sein trotz

aller Bemühungen strebender und einsichtsvoller Männer, die dieselben leiten. Es fehlt uns zur Zeit noch eine allgemein verbreitete klassische Bildung, die nach dem Zeugniss der auf höchster Kultur stehenden Länder vorzugsweise und aller Einwendungen ungeachtet zum Gelingen jedweden wissenschaftlichen Strebens befähigt. Das niedere Schulwesen ist zwar geordnet und so befriedigend, als in den meisten andern Kantonen, übertrifft das mancher ältern noch; aber es fehlt an allen höhern Anstalten, so dass wir im Durchschnitt unsere 12 — 15jährigen Kinder schon in Privatunterricht nehmen oder auswärts schicken müssen. Nach grosser Anstrengung, nach hartem Kampfe ist es endlich in neuester Zeit, Dank den Manen hellsehender Staatsmänner, Dank den jetzt Wirkenden, vor Allen dem Chef des Erziehungswesens — Dank auch dem opfernden Sinne unserer Bürgerschaft — es ist endlich gelungen, eine sog. Kantonsschule oder unteres Gymnasium der obersten Landesbehörde beliebig zu machen, an das, so hoffen wir, unsere nächsten Nachkommenden schon ein höheres anzureihen die Freude haben werden. Von dieser Schule sehen wir heute noch nichts als die nackten Mauern, und schon regt sich doppelte Opposition: eine äussere schale, die selbst ein Minimum von Hochschule nicht dulden mag — und eine innere, die Frucht der Jalousie, noch mehr einer edlen Aemulation. Erstere muss die Schule durch sich selbst beseitigen — letztere kann nur beiden frommen. Diese Erscheinungen — eine grosse Einsicht und Eifer für die Sache — eine schwache Opposition und auch noch eine Indifferenz lassen sich sehr leicht aus dem Charakter unseres Volkes und unserer kleinen staatlichen Verhältnisse erklären. Das thurgauische Volk ist im Allgemeinen nicht unintelligent, vielmehr aufgeweckt, fasst gut und lernt gerne; aber es ist durch und durch praktisch, allen abstracten Wissenschaften abhold; seine Speculationen betreffen das moderne »Soll« und »Haben.« Zu diesem Naturell gesellen sich die obwaltenden Verhältnisse. Besitz und höhere Bildung beansprechen ein Amt und erhalten es gewöhnlich — das ist die Arena

der Bevorzugten. In erster Linie liegt diesem Streben nach Investituren aller Art das gewiss noble Motiv zu Grunde, dass es der fast einzige Weg ist, für seine Mitbürger zu wirken; in zweiter befriedigt es den Trieb nach Auszeichnung und in dritter gewährt es auch materielle Vortheile. Aber dem wissenschaftlichen Sinne, der ohnehin nicht durch eine innere Geschichte und Tradition gegeben, sondern nur durch eine gewöhnlich nicht lange Reihe von Jahren auf ausländischen Bildungsanstalten geweckt und angeregt worden, hält es eine gefährliche Klippe entgegen, und nicht Allen winkt der Leuchtthurm in den Hafen rein gehaltener Anschauung und Erkenntniss. Würde bringt Bürde — wäre sie nur stets eine entsprechende! Da zeigen sich aber häufig die Gebrechen unserer Institutionen. Die Verhältnisse sind zu klein, zu beschränkt, als dass sich eine konsequente Durchführung rationell-praktischer Principien erzielen liesse; das Gebiet der Rücksichten wächst in erschreckender Progression, je methodischer verfahren wird; der leider noch immer übergrosse Formalismus absorbirt ungebührlich viele Kräfte, führt oft zum leidigen Doppelwesen und lähmt in der flüchtigen Stickluft der Kanzleien den geistigen Schwung. Und doch bei all' dem ist sich der Staatsdiener bewusst, zur Seltenheit Vorzügliches, in der Regel viel Gutes geschaffen zu haben. Er identifizirt sich allmälig mit der Stelle, hält aus, die Besorgniss eine in der Volksanschauung zur Gewohnheit gewordene Anerkennung der Autorität zu verlieren fesselt ihn, so wie auch bisweilen die, einer sogenannten Existenz beraubt zu werden. In solcher Stellung finden ihn neu ankommende Jünglinge, ideenangeregt, die sich auch berufen fühlen das Wohl der Republik zu äufnen; es finden ihn ältere Männer, die auf einmal den ursprünglichen Beruf verlassend, dem Staatswagen sich zuwenden; es finden ihn die Erneuerungswahlen, die Verfassungs-Revisionen und hie und da auch eine Revolution, und nehmen ihm vorweg alle Zeit, die er den Wissenschaften hätte widmen wollen. Im Fall der Abberufung ist es für die Meisten zu spät zu den Musen zurückzukehren, um sich in ihrem Schoosse, mit dem

alten *Heim* zu sprechen, in seinem Gott vergnügt eine höhere Welt zu öffnen.

Endlich kommen noch andere ungünstige Verhältnisse dazu unsere Wirksamkeit in wissenschaftlichen Beschäftigungen zu beschränken. Die geographische Beschaffenheit des Kantons — ein Längedurchmesser von 14 Stunden bei einer mittlern Breite von 4—5 Stunden — erlaubt unsern ohnehin mit Aemtern beschwerten oder durch Berufsgeschäfte in Anspruch genommenen Gelehrten lange nicht häufig genug, sich der Vortheile einer gemeinschaftlichen Berührung und eines gesellschaftlichen Wirkens theilhaftig zu machen. Es fehlt uns vor Allem ein eigentlicher Centralpunkt, nicht der geometrische, aber der geistige. Anstatt unsere bescheidenen intellectuellen und materiellen Kräfte zusammenzunehmen, haben wir häufig aus übelverstandener Sparsamkeit dieselben zerstreut und ihre Spannkraft geschwächt. Ohne ein kräftiges Herz kein ordentliches peripherisches Leben, und wahrlich, das unsrige leidet nicht an Ueberfülle, dass wir an Entziehung denken dürften.

Bei solcher Sachlage kann die Dürftigkeit unserer wissenschaftlichen Institute nicht befremden. Aber dem Kanton steht unverkennbar eine bessere Zukunft bevor. Bürge dessen sind der bisherige, wenn auch etwas schwerfällige Entwicklungsgang, der doch schon die Incunabeln hinter sich hat; vorzüglich auch der Umstand, dass es ihm gelungen ist, zu einer Zeit der Negationen und des krassesten Materialismus und noch obendrein unter dem Geräusche der Waffen Hand zu legen an den Weiterbau seines Erziehungswesens. Noch einige Generationen und er wird sich, man darf es wohl annehmen, den Mittelbegünstigten seiner eidgenössischen Brüder anreihen können, und unsere Nachfolger in Stand setzen die Gesellschaft der schweizerischen Naturforscher würdiger zu empfangen.

Ausserdem wird im Kanton mit ungleich stätigerm Erfolg als Politik, Ackerbau betrieben und Industrie, letztere jedoch nur so viel als gut thut, und nicht ganz ausschliesslich; fast alle Fabrikarbeiter besitzen gleichzeitig etwas Land, so dass sie

je nach Umständen in der Beschäftigung zu ihrem Wohl alterniren können. Ein Proletariat im staatsgefährlichen Sinne gehört bei uns noch zu den Unmöglichkeiten. Herr Ingenieur *Sulzberger* kann als Fachmann über die gewerblichen Verhältnisse die beste Auskunft geben; und im Uebrigen sind die bedeutendsten Etablissements in unserer unmittelbaren Nähe und werden Ihnen von deren Besitzern mit grosser Zuvorkommenheit geöffnet. — Die Landwirthschaft ist, so viel mir bekannt, in gutem Zustande. Unser Boden hat die Eigenschaft, dass er ohne Arbeit fast nichts giebt und daher weder Stillstand noch Trägheit duldet; dagegen lohnt er Mühe und Nachdenken reichlich. Es ist Veranstaltung getroffen, Tit., dass Ihnen über die Verhältnisse unserer Landwirthschaft von sachkundiger Seite her die gewünschten Mittheilungen gemacht werden; mir wäre es nicht möglich. Ueber den Weinbau im Speciellen, der in unserm Ländchen eine grosse Rolle spielt, existirt aus der Feder eines ältern sachverdienten Staatsmannes, den wir noch in unserer Mitte besitzen, eine umfassende und alles erschöpfende Arbeit, die wir zu beliebiger Einsicht in Bereitschaft halten.

Am meisten ist wohl ohne Zweifel für das Medicinalwesen gethan worden. Es ist dieses die entwickeltste unserer Institutionen, der von Anfang her eine besondere Sorgfalt gewidmet worden, und es wird dasselbe ununterbrochen gehandhabt, so gut als die in demokratischen Staaten stets etwas schlaffe Polizei es gestattet. Man hat vor drei Jahren die Forderungen an die Aerzte durch ein neues Prüfungsreglement höher gestellt, wodurch es unmöglich geworden, dass Candidaten ohne ernstliche propädeutische und Fachstudien die Licenz zur Ausübung des Berufes erhalten. Dadurch verringert sich die Zahl der handwerksmässigen Aerzte aus früherer Zeit von Jahr zu Jahr immer mehr. Für die weitere Fortbildung derselben ist durch einen Lesezirkel gesorgt, welcher die meisten der bedeutendern Zeitschriften, sowie einzelne Werke enthält; dann auch durch mehrere ärztliche Gesellschaften, die sich periodisch versammeln, Aufsätze vorlesen, Kranke vorführen u. s. f. Das Wissenswertheste, was auf diesem Gebiete

im Kanton vorkommt, enthält der durch den Sanitätsrath seit 6 Jahren zum Druck beförderte Jahresbericht. Es sind auch für die diesjährige Versammlung einige medicinische Arbeiten in Bereitschaft, die Sie, wenn nicht interessanteres Material die Zeit in Anspruch nimmt, gütigst aufnehmen wollen; endlich wird in nicht langer Ferne der Verfasser einer ausführlichen topographisch-naturhistorischen und medicinischen Statistik von Frauenfeld und seiner nächsten Umgebung, das Thur- und Murgthal eingeschlossen, wozu er seit 12 Jahren Stoff sammelt, Ihnen zur Erinnerung dieselbe zu übergeben im Falle sein. Zum Schlusse, aber nur ungerne, erwähne ich noch des vor 9 Jahren errichteten Kantonsspitals. Durch einen offenbaren Fehlgriff, wobei übelverstandene Oeconomie, kleinliche Rivalität und andere Factoren das Ihrige thaten, wurde dasselbe, nachdem von der begutachtenden Behörde Umgang genommen ward, in ein einzelnstehendes 6 Stunden vom Hauptort entferntes Kloster am obern Bodensee verlegt. Durch diese Isolirung des Instituts wie des Arztes, muss auch bei der sonst guten Einrichtung des erstern und dem Eifer des letztern der wissenschaftliche Gewinn für das Land sehr geschmälert werden. Eine 9jährige Erfahrung hat es sattsam bewiesen. Nach dieser ist unser Kantonsspital auch heute noch vorzugsweise eine Versorgungsanstalt für selten heilbare Kranke, und es ist leider sehr zu bezweifeln, ob bei einer solchen Aussteuer, wie sie ihm zu Theil geworden, dasselbe es je nur annähernd zu solchen Leistungen bringen könne, wie wir sie an den meisten besser basirten Schwesteranstalten wahrzunehmen gewohnt sind. Aber Münsterlingen, so lautet der gewöhnliche Refrain, genügt den praktischen Bedürfnissen, und es handelt sich gegenwärtig, nachdem durch Aufhebung des Klosters bedeutende Räumlichkeiten gewonnen, wirklich darum, eine speciell genannte Versorgungsanstalt einzurichten, wogegen sich gar nichts einwenden liesse, wenn wir dafür einen eigentlichen Spital bekämen, wenn auch einen kleinern und am geeigneten Orte. Die Wissenschaft ist zwar im neuen Vorschlage auch bedacht, und zwar durch Anstellung

eines zweiten, resp. Irrenarztes. Aber auch diesmal vermochte die Fachbehörde, die ohnehin zur Zeit ebenso unbegründeten als unklugen Angriffen ausgesetzt ist, mit ihrem ursprünglichen, das weitere Wohl des Landes umfassenden Gutachten nicht durchzudringen, und es muss mit einem gewissen Gefühle der Bangigkeit gewärtigt werden, ob das sanctionirte Decret der Erweiterung der Kantonalanstalt den gerechten Forderungen unserer Zeit entsprechen werde.

So viel, verehrteste Herren und Freunde, über unsere Zustände, so weit sie in den Kreis unserer Betrachtungen fallen. Ich glaube mich so ruhig und objectiv als möglich gehalten zu haben. Es ist angemessener seine Mängel zu gestehen, als sie zu verheimlichen; nur der gerade Weg führt zum Bessern.

Wenn ich nun die ansehnliche Reihe von Präsidialreden durchgehe, so schildern sie billiger Weise entweder das Erhebende für Geist und Gemüth, wozu das Studium der Naturforschung führt, oder sie geben uns eine anschauliche Uebersicht der Fortschritte, welche die einzelnen Branchen derselben in verschiedenen Perioden gemacht, oder sie führen uns in die Geschichte der Institute ein, deren sich die betreffenden Versammlungsorte erfreuen. Ich bedaure sehr nicht bei der Regel bleiben zu können. Wie schon gesagt, unsere Geschichte ist noch neu und arm; die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften zu schildern, von Hrn. Prof. *Brunner* in Bern als Norm aufgestellt, hat er selber und sachkundige Collegen übernommen, wovon die inhaltreichen Bände unserer Gesellschaft bis zum jetzigen Momente sprechen. Oder wie wäre es möglich, dass über dieses, sowie über die Segnungen der naturhistorischen Studien überhaupt Gediegeneres, Tieferes gesagt werden könnte, als was meine Lehrer unvergesslichen Andenkens: *Huber, Jung,* die *Merian,* sowie andere auf der Höhe der Wissenschaft stehende Männer: *Usteri, Schinz, Brunner, de la Rive* u. a. m. gesagt haben! Diesem Uebelstande ist es auch mehr als den vorgeschobenen Geschäften, die auch die übrigen nicht frei lassen, zuzuschreiben,

dass mehrere unserer engern Mitbürger, darunter auch eine literarische Autorität, sich zur Annahme des Präsidiums nicht entschliessen konnten.

Nach unsern Statuten sollen die Vorträge in den Generalsitzungen, somit auch die Präsidialrede, die, beinebens gesagt, bei den reichhaltigen Specialarbeiten je länger je mehr eine untergeordnete Rolle spielt, nur Gegenstände des allgemeinen Interesses beschlagen. Dieses allgemeine Interesse suche ich in der Gesellschaft selbst. Wir sind hier versammelt: Geologen, Zoologen, Botaniker, Techniker, Landwirthe, Physiker, Chemiker, Aerzte u. s. w. Seit alten Zeiten sind wir gewohnt uns zusammengehörig, in einem gewissen Verhältniss der Wahlverwandschaft stehend, zu betrachten, selbst wenn wir uns nicht verhehlen können, dass je nach der specifischen Natur der mündlichen Vorträge oder der schriftlichen Arbeiten, diese bald nur die einen, bald nur die andern angesprochen oder unbetheiligt gelassen haben. Immerhin ist die Körperschaft durch ein bald mehr, bald weniger bewusstes Band zusammengehalten worden, und dieser Bund wird durch die Errungenschaften der letzten Decennien noch enger geschlossen werden. Als Arzt sei es mir erlaubt, eine kurze Skizze, deren weitere Ausführung, um Ihre Geduld nicht zu ermüden, ich auf eine andere Gelegenheit verspare — zu entwerfen über den Standpunkt, auf den sich eine weit verbreitete medicinische Schule — die sog. naturhistorische, gegenüber den Naturwissenschaften gestellt hat. Bekanntlich sind die Repräsentanten dieser Schule: *Autenrieth*, *Stark* und *Schönlein*. Es ist nöthig, dass wir uns deren Ansichten vergegenwärtigen. Nach denselben ist die Krankheit, wie *Hippokrates* schon gelehrt hat, etwas Positives — nicht nur eine blosse Negation der Gesundheit. Eine gesunde Logik führt den Beweis mit Leichtigkeit. Dadurch wird die Möglichkeit gegeben dieses Positive als Object zu betrachten, und ihm Eigenschaften abzugewinnen wie dem Fossil, der Pflanze oder dem Thier. *C. W. Stark* geht noch weiter und schildert die Krankheit geradezu als Parasit, ein abnormer Lebenszustand auf dem normalen

Organismus, zwar noch den allgemeinen Lebensgesetzen unterworfen, aber seinem individuellen Wesen nach selbstständig auftretend; sie wäre somit auch im engern Sinn ein naturhistorischer Gegenstand. Es ist, wie wir später sehen werden, für unsern Zweck ganz überflüssig in eine Erörterung des Parasitismus einzutreten; es genügt die Annahme des positiven Charakters der Krankheit. Wie überhaupt bei allen Individuen unsers Planeten, so herrscht auch unter den pathologischen eine unendliche Mannigfaltigkeit. Daher das Bedürfniss der Classificirung. Hätten wir nur etwas der Gesundheit Entgegengesetztes und für diese nur eine allgemeine vage Definition — eine Umschreibung des Wortes — wir verfielen wieder in die alten Fehler unserer Vorgänger, mit Ausnahme der Heroen derselben, welche ein genialer Tact leitete, und wir würden je nach unserer individuellen Auffassungsweise oder der zeitlichen Anschauung die divergirendsten Beschreibungen machen. Wir haben aber die Aufgabe diese mannigfaltigen Formen von Krankheitsindividuen zu ordnen, denn ohne eine Uebersicht und gehörige Zusammenstellung würden wir uns in der Masse der Individuen verlieren. Hierin geht die neuere Medicin mit der Entwicklung der Naturwissenschaften Hand in Hand. Hie und da gab und gibt es noch künstliche und natürliche Systeme, jene nur Ein willkürlich herausgenommenes Merkmal zur Eintheilungsbasis der zu classificirende Gegenstände herausnehmend, diese ein Aggregat von Merkmalen, die mit dem ganzen Wesen des Individuums nicht nur verbunden sind, sondern die Existenz desselben wesentlich bedingen. Ich übergehe all' die gemachten Versuche von unserm Landsmann *Felix Plater* bis zu *Peter Frank* und *Pinel*. In neuester Zeit hat *Schönlein* dieses System, wenn man es so nennen darf, den übrigen Naturwissenschaften am adäquatesten ausgesponnen. Er hat wie *Cuvier* und *Blumenbach* in der Zoologie, wie *Jussieu* und *Decandolle* in der Botanik das Princip der Unterordnung in der Nosologie festgestellt und ist somit ganz den gleichen Gang gegangen wie die Naturforscher, insofern er den Gegenstand seiner Unter-

suchung durch Synthese (wodurch er sich von dem analytischen Naturforscher unterscheidet) gefunden hat. Es kommt hiebei nicht darauf an, welche Methode den Vorzug verdiene, denn wenn die Medicin wissenschaftlich begründet sein soll, so ist nicht in Abrede zu stellen, dass sie die Prüfung der einen wie der andern aushalten werde. Bei dem jetzigen Stande der naturhistorischen Wissenschaften ist, entgegengesetzt den frühern Kenntnissen, beides auch möglich geworden, und es ist somit ganz gleichgültig und der Homogenität der naturhistorischen Betrachtung unbeschadet, ob wir diese oder jene Methode einschlagen. Die Medicin als Erfahrungswissenschaft ruft mehr der erstern. Nachdem nun wie in den Naturwissenschaften eine allgemein verständliche Terminologie und in Bezug auf die verschiedenen Formen eine Synonymik geschaffen, geht man zur Bildung der Species, des Genus, der Familie, der Classe. Durch die Zusammenstellung mehrerer Individuen, die unter allen Fällen Einstimmigkeit ihrer Phänomene zeigen, wird die erstere erzeugt, durch das Vergleichen der Species und nach kritischer Sichtung der Symptome die zweite. Aus dem Vergleich der verschiedenen Gattungen ergibt sich der Begriff der Familie, deren Charakter durch die Merkmale, welche bei den Gattungen übereinstimmen, gebildet wird. Zur Classenbildung endlich nimmt man ein Moment, welches jedem darin enthaltenen Individuum zukommt, mithin den Grund aller übrigen Momente enthält, hier z. B. irgend ein Grundgewebe, bei den Pflanzen einen Saamenlappen u. s. w. Die Phänomene, welche die Basis zur Eintheilung legen, sind doppelter Natur — solche der Function und der Organisation. Es lässt sich dieser Dualismus auf alle Objecte unserer Naturbetrachtung, in gewissem Sinne selbst auf die unorganische Natur anwenden. Kraft und Materie sind die überall wirkenden Potenzen. Wie der Physiker die Erscheinungen in der Körperwelt auf gewisse Gesetze der Kräfte zurückführt, der Mineraloge die Form seiner Krystalle aus dem Attractionsvermögen der Atome herleitet, so sieht der Physiologe und der Pathologe die normalen und anomalen Gebilde

nur im Gefolge vitaler Kräfte. Weil Eines das Andere bedingt, Eines ohne das Andere nicht existiren kann, so ist es gerathen, die Gleichberechtigung Beider im ganzen Gebiete der Naturkunde sowie der Medicin festzusetzen. Dadurch erhalten wir Gleichförmigkeit in der Behandlung aller der verschiedenen Fächer, eine gewisse innere Verwandtschaft. Jede Abweichung davon straft sich. Die Geschichte der Naturwissenschaften und der Medicin beweist es deutlich. Alle die mannigfaltigen Systeme, welche die verschiedenen Zeiten geboren, waren unhaltbar; die einen zwar Zeugen ungewöhnlichen Scharfsinns, aber praktischer Unhaltbarkeit, andere nach ephemerer Existenz dem Momos verfallen, keines fruchtbar für das Leben. Bis auf *Reil* herrschte die dynamische Ansicht vor — er, ebenso gewandter Anatom als geistreicher Beobachter, machte auf die grosse Bedeutung der materiellen Veränderungen aufmerksam. Ihm folgten *Meckel*, *Bichat* u. a. und unsere ganze neue Schule, eine solche sogenannter Thatsachen. Es hat ganz den Anschein, als wolle man in das entgegengesetzte Princip verfallen, und auch die naturhistorische Schule hat den Fehler begangen, dass sie die von *Sydenham* und namentlich *Reil* eingeschlagene Bahn so zu sagen mit Dampfesschnelle verfolgt und den ursprünglichen Mechanismus übereilt hat. Dennoch ist nicht zu verkennen und die jüngste Vergangenheit legt hievon Zeugniss ab, dass diese Methode denn doch die einzige zum Ziele führende ist, vorausgesetzt, dass wir die Bedeutung jenes Dualismus nicht aus dem Auge verlieren. Dadurch ist schon unendlich gewonnen, dass sie eine gleichförmige Behandlung des Stoffs befolgt. Arzt und Naturforscher begegnen sich stets — jener, der die naturhistorischen Studien ohnehin passiren muss, entfremdet sich denselben weniger, und diesem bleibt die Medicin nicht mehr ganz eine tabula rasa. Die Kluft zwischen den verschiedenen Fächern bleibt allerdings noch lange unausgefüllt, um so mehr, als die Entwicklung der einzelnen ins Unendliche geht; aber dennoch zieht sich ein bindender Faden durch sie hin. Eine solche Behandlung der Medicin hat den wesentlichen Vorzug, dass sie

kein abgegränztes Machwerk menschlicher Reflection und sog. Systeme ist, sondern ein Versuch, die Untersuchungsobjecte in ihren physiologischen, anatomischen, physikalischen und chemischen Beziehungen auf naturgemässe, rationell-empirische Weise zu entwickeln, es ist keine durch den Verstand abgemessene Theorie, welche durch jede entgegengesetzte evidente Thatsache oder Erfahrung über den Haufen geworfen werden kann, sondern sie macht nur Anspruch auf das Attribut einer *Art* und *Weise*, einer *Manier*, die bezüglichen Gegenstände aufzufassen und zu behandeln. In ihr liegt die Möglichkeit, wie in dem lebenden Organismus, der fortdauernden Entwicklung und Vervollkommnung. In gleicher Proportion, wie die verwandten Wissenschaften sich ausdehnen, zieht sie die Früchte dieses Wachsthums in ihren Kreis; jede neue Thatsache reiht sich ihr an und vermehrt nur die Anzahl ihrer Merkmale, während sie den Theoretiker in Verlegenheit setzt, den thörichten Versuch zu machen, die Natur meistern zu wollen; oder ihm den Verdruss verursacht, sein Gebäude einstürzen zu sehen. Nehmen wir daher einfach, was jene, die allein ewige und wahre gibt, und benützen es als Basis unserer Forschungen und unseres Nachdenkens; abstrahiren wir, selber im Cyclus des zu Erforschenden begriffen, den Urgrund erklären zu wollen, der nur dem Schöpfer erklärbar ist, und bescheiden wir uns die verliehenen Geistesgaben nur da zu verwenden, wo sie unsere Erkenntniss wahrhaft mehren können!

Der Maasstab des Gewichtes einer Wissenschaft ist deren praktischer Gehalt. Wie im Staate nicht die Form der Verfassung, sondern das Wohlbefinden der Bürger den Ausschlag gibt, so auch hier. Man frägt nach den praktischen Resultaten. Es ist nicht zu läugnen, dass diese nicht in dem Verhältniss glänzend genannt werden können, als die Zweckmässigkeit der Methode anerkannt ist. Die bewährtesten unter den alten Praktikern sind nicht minder glücklich gewesen, als unsere neuen naturhistorischen Aerzte. Aber zum mindesten muss das positive Verdienst der Schule eingeräumt werden, dass sie die alten

Absurditäten weggeräumt, und das negative, dass sie keine neuen hat aufkommen lassen. Den Dogmatikern gegenüber bleibt ihr immer der Vortheil einer klarern Anschauung, und der Tendenz unserer Zeit, der Materie die Alleinherrschaft einzuräumen, hält sie ein bedeutungsvolles Veto entgegen. Zudem gibt sie in erster Linie nur die Erkenntniss der Krankheit — eine richtigere Diagnose. Wenn die Erfolge noch nicht befriedigen können, so liegt die Schuld nicht an der Schule, sondern an dem zur Zeit noch Ungenügenden unserer Therapie. Aber es ist nicht möglich, dass wir uns auf einem andern Wege vervollkommnen können — ja in der gleichen Methode selber ist die Bahn gewiesen, die wir zu betreten haben, um auf dem Gebiete der Therapie zu derselben möglichen Gewissheit zu gelangen, wie auf dem der Nosologie. Die Erörterung hierüber ist aber so specieller Natur, dass sie füglich in eine Section gehört. Dagegen dürfen wir die Gebrechen nicht verschweigen, an denen wir auch jetzt noch leiden. Die Richtung der Zeit — sie nennt sich auf Thatsachen gestützt — hat alle Philosophie der vorigen Jahrhunderte über Bord geworfen und hält nur an dem, was sie unmittelbar durch die Sinne wahrnimmt. So ist es gekommen, dass wir den Organisationsphänomenen eine überwiegende Bedeutung gegeben haben. Chemie, Mechanik, Akustik, Optik und andere Zweige der Naturwissenschaften, die für die theoretische Medicin einen nothwendigen und wesentlichen, aber für die praktische Medicin einen bedingten, mehr comparativen Werth haben, sind in der Diagnose zu einer zu exorbitanten Geltung gelangt. Man hat im Eifer deren Bedeutung überschätzt, oder sie vorzeitig und ohne nähere Kritik zu praktischen Zwecken verwendet. Es liessen sich aus dem Gebiete der Stethoskopie, der Pathologie überhaupt, insbesonders auch der Chirurgie zahlreiche Beispiele aufführen.*) Der Hauptfehler liegt meiner

*) Die grössten Chirurgen operiren, je älter sie werden, desto weniger, nicht weil ihnen Muth und Fertigkeit abgeht, sondern weil sie solider zu heilen gelernt haben.

Meinung nach darin, dass wir den oben berührten zweiten Factor, die Functions-Erscheinungen entweder gar nicht, oder nur als untergeordnete Potenz berücksichtigt, dass wir das Leben, sei es in dieser oder jener Gestalt, eben nicht in seiner Totalität erfasst haben. Es ist ein bedeutendes Verdienst der neuern Zeit, dass sie mit Hülfe der so ausgebildeten Naturwissenschaften auch den Kreis medicinischer Kenntnisse in grossem Maasstabe erweitert hat; aber noch sind die Zeiten der endlichen Vollkommenheit nicht da. Hüten wir uns durch den Ueberreichthum des Stoffes nicht einseitig zu werden, und trachten wir Thatsachen zu eruiren, die nicht nur die Kritik der Sinne, sondern auch die des Geistes bestehen, und bringen wir es dahin, dass uns neu auftretende Erscheinungen nicht in Verlegenheit und Staunen setzen, sondern dass wir sie zu deuten verstehen durch die besitzenden Kenntnisse. Der denkende Mensch gibt sich nicht zufrieden, bis er den Zusammenhang der Dinge erfasst hat. Vermag er diesen nicht durch Facta nachzuweisen, so bleibt ihm nichts übrig, als die Analogieen zu Hülfe zu rufen, diese heut zu Tage so verpönten Analogieen. Bei der Unzulänglichkeit unseres Wissens müssen sie aber noch gestattet werden, und vorab dem Arzte, der noch weit häufiger in den Fall gesetzt wird, als der Chemiker, der Paläontolog und der Astronom, Objecte zu deuten oder solche zu setzen, die der sinnlichen Wahrnehmung zur Zeit noch unerreichbar sind. Diese Technik bleibe aber die Ausnahme. Fahren wir im Uebrigen fort auf der betretenen Bahn und hoffen wir, dass unserm Vaterlande seiner Zeit der Erbe geboren werde unsterblichen Ruhmes, ein zweiter *Haller*, der die durch Tausende gesammelten Schätze des Erkennens und Wissens zu einem Bilde vereine — einem lebendig geistigen — das Emblem und die Leuchte unseres Jahrhunderts! Bis dahin wirken wir, jeder in seinem Bereiche; zum Bau eines grossen Gebäudes sind der Arbeiter viele nothwendig.

Verehrteste Herren, theuerste Freunde! Ich erlaube mir, Sie zum Schlusse noch auf einen Vortheil aufmerksam zu

machen, den unser diesjähriger Versammlungsort bietet, es ist der der Einfachheit, den Sie zu wiederholtenmalen gewünscht, der unserer Gesellschaft Bedürfniss, unsern Verhältnissen geboten ist, und den Sie bereits wahrgenommen haben. Möge Ihnen unsere ländliche Luft wohl behagen! Ich erkläre die 34. Versammlung der schweizerischen Naturforscher eröffnet.